



HEAVY METAL
Baroness
 retten den
 Rock Seite 43



HEAVY MERKEL
Wo Angela
 Covergirl
 ist Seite 44



MUSST DU DEIN
 LEBEN ÄNDERN?
 Peter Sloterdijk
 im Park des
 Wellness-Hotels
 „Zur Bleiche“
 im Spreewald

Der Schaum der Tage

Drei Jahre lang ist Peter Sloterdijk durch unsere Gegenwart gereist, von Abu Dhabi bis Interlaken. Angekommen ist der Philosoph dann doch nur bei sich selbst. Das zeigen seine Tagebücher

Ursula anrufen.“ Der kurze Satz, niedergeschrieben am 19. Mai 2009 in New York, ist der unwichtigste in diesem Tagebuch. Wer bitte ist Ursula? Und wenn man sie so dringend anrufen muss, warum wählt man dann nicht einfach ihre Nummer, anstatt den Vorsatz in ein Notizheft zu kritzeln, um ihn dann

VON ANDREAS ROSENFELDER

später ins Reine zu tippen und mit all den anderen Gedanken in den Druck zu geben, schwarz auf weiß nachlesbar für ein unbekanntes Publikum, das sich so gewaltsam in die Rolle der Nachwelt gedrängt sieht und herausfinden muss, welche Flaschenpost ihm der fahrende Denker da zuschickt, hineingeschleudert ins aufgewühlte Meer der Zeit vor gerade einmal drei Jahren?

Ursula ist die Schwester von Peter Sloterdijk, dem Karlsruher Philosophen, dessen Tagebücher von 2008 bis 2011 jetzt unter dem Titel „Zeilen und Tage“ bei Suhrkamp erscheinen. Sie taucht darin jeweils am 19. Mai auf, ihrem Geburtstag. Mal ruft Sloterdijk sie von einem Hotel in Coventry aus an, „was sichtlich gut aufgenommen wurde“, denn „für diesmal war die berechtigte Furcht, einen vergesslichen Bruder zu haben, wenn nicht widerlegt, so doch gemildert“. Mal erreicht er von Karlsruhe aus „nur den Anrufbeantworter“. Sloterdijk benutzt das eigene Tagebuch da für ein paar Zeilen als Gedächtnisprotokoll, das ihn vom Selbstverdacht der Verzettelteltheit entlasten soll – und stellt sich zugleich in die Reihe der Slapstick-Philosophen, die seit den Zeiten von Thales in den Brunnen fallen, während sie gerade die Sterne begutachten.

Leider sind diese Schwesternanrufe, die auf charmante Art vom schwierigen Gleichgewicht zwischen Theorie und Le-

ben handeln, fast die schönsten und wahrsten Stellen dieses Buchs, eines Tagebuchs, das doch – veröffentlicht, als gerade die Tinte getrocknet ist – eine Art Liveticker des Denkens zu sein verspricht, eine Echtzeitmitschrift aus dem Bewusstseinsstrom des vielleicht berühmtesten Intellektuellen des Landes.

Tatsächlich tritt Peter Sloterdijk, der seinen eigenen Geburtstag am 26. Juni 2008 standesgemäß als geladener Festredner in Sils Maria feiert („zu einer halbwegs passablen Vorstellung geriet mein Eröffnungsvortrag für die diesjährigen Silser Hesse-Tage“), mit seinem Walrossbart nicht nur physiognomisch die Nachfolge von Friedrich Nietzsche an. Auch Sloterdijk, der Bauchdenker und Rennradfahrer, versucht seine Zeit aus dem eigenen Biorhythmus heraus zu kurieren. Da ist zum Beispiel die Erkenntnis, dass Tagungsveranstalter das Streitgespräch immer „auf den physiologischen Tiefpunkt des Tages“ legen, „von 3 bis 5 pm, wenn die Vitalfunktionen im Keller sind“. Da gibt es einleuchtende Memos fürs eigene Ich: „Wieder einmal vergessen, dass man bei schnellen Abfahrten in der Abenddämmerung die Windjacke braucht.“

Doch die Zielgruppe der immer am Morgen niederlegten Maximen und Aphorismen, das spürt man auf jeder Seite, ist nicht Peter Sloterdijk und auch nicht der fremde Leser, der sich in dessen Erfahrungen spiegeln könnte. „Wenn das Leben eine Castingshow wäre“, fragt sich der Autor beim Fernsehen. „Die Welt ist die Summe ihrer Protektionismen“, heißt es anderswo. Mit solchen Sprüchen aus „Zeilen und Tage“ ließen sich ganze Abreißkalender befüllen.

Sloterdijks Tagebuch sammelt Post-its für „Posthumien“, wie die nächstliegende Ewigkeit in der Sprache des gerade 65 Jahre alten Philosophen heißt. Dieses höhere, tatsächlich an eine Castingshow erinnernde Publikum ist bei jedem Satz schon zugeschaltet – nicht nur dann,

wenn in loser Folge die Einschaltquoten zum „Philosophischen Quartett“ registriert werden („die Uhrumstellung auf die Winterzeit nahm uns einen großen Teil des Publikums“). Offensichtlich hatte Sloterdijk schon am Schreibtisch die Suhrkamp-Buchdeckel oder doch zumindest die Stahlschränke des Marbacher Literaturarchivs so deutlich vor Augen, dass noch der nebensächlichste Tagesplan zum Olymp zielt. „Besorgen: Karl Beier, Meditation und Moderne“, heißt es da auf einem imaginären Einkaufszettel, und man fragt sich sofort, ob der Rasierschaum und die Arte-Programmzeitschrift dem strengen Redigat zum Opfer gefallen sind oder nie ihren Weg in die philosophischen Hefte gefunden haben.

Peter Sloterdijk war immer der Philosoph der Schäume und Träume, der flüssigen und luftigen Elemente. Dass er in den Siebzigerjahren nach einer Promotion über Literatur und Lebenserfahrung bei Bhagwan im Ashram von Poona meditierte, merkt man seiner esoterischen Begrifflichkeit noch heute an, und in den im Fernsehen dahingenuschelten Assoziationsketten kultiviert er eine angenehme Distanz zum Wichtigkeitswettbewerb der deutschen Debattenkultur. Selbst seine Skandalschriften, 1997 zum biotechnologischen „Menschenpark“ und 2009 zur steuerrechtlichen „Revolution der gebenden Hand“, wirkten abgedefert durch die weiche, versponnene Art ihres Vortrags. Merkwürdig, dass diesen Meister der freiwilligen Selbstkontrolle ausgerechnet am intimen Ort des Tagebuchs die indische Leichtigkeit verlässt.

Stattdessen werden von allen Ecken und Enden ständig neue Bestätigungen über den eigenen Kurswert an der intellektuellen Bedeutungsbörse eingeholt. 22. Mai 2008, Warwick University: „Die Vorlesung am Mittwoch wurde gut aufgenommen.“ 26. Oktober 2009, Essen: „Es kommen Gratulationen zum gestrigen Quartett.“ 11. Dezember 2009, Humblebaek bei Kopenhagen: „Der Vortrag

im Louisiana-Museum geriet zu einer Performance mit durchbruchartig guter Resonanz.“

Und so geht es dann ewig weiter, hier ein Auftritt bei den Scheichs in Abu Dhabi, dort zur Inauguration eines Kunstwerks von Olafur Eliasson nach New York, dann schnell als Stargast zur Verleihung des Kritikerpreises des Bundes Deutscher Architekten nach Weimar, zwischendurch noch zu einer Diskussion in der Bundesgeschäftsstelle der CDU „in Anwesenheit der Kanzlerin“

Beim Erfinder scheinen die Energy-Drinks nicht zu wirken

oder zum „intimen Dinner in der Haager Stadtresidenz von Königin Beatrix in Gegenwart von 12 Personen“. Anlässlich der Verleihung des „Cicero“-Rednerpreises notiert Sloterdijk am 16. Juli 2008 in Bonn: „Gelobtwerden ist nicht meine Stärke.“ Man würde da gerne rhetorische Ironie erkennen. Es ist aber ernst gemeint.

Das Lob der Kollegen, die Gratulationen der Gäste, die Preisverleihungen – all das erscheint als Teil der objektiven Welt, die auf den unbeteiligten Philosophen einströmt, wie auch das Dauerfeuer der laufenden Ereignisse durch die Medien auf ihn eintrommelt. „Die Themenmaschine dreht durch“, steht da am 31. Mai 2010 nach dem Grand-Prix-Sieg von Lena Meyer-Landrut und dem Rücktritt von Horst Köhler: „Der Focus will bis Donnerstag einen Essay über das Lena-Phänomen. Noch heute abend bräuchte der Deutschlandfunk einen Kommentar zum Rücktritt des Bundespräsidenten.“ Unangenehm ist an sol-

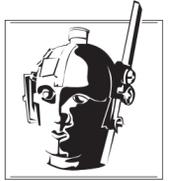
chen Notaten nicht der Inhalt, der zur normal verrückten Berufswelt eines öffentlichen Intellektuellen gehört, sondern der Tonfall der Beschwerde. „Überall Tagungen, Konferenzen, Seminare“, geht die Klage weiter. „Überall referieren die Beratergockel vor dem besorgten Publikum und geben Anweisungen zum Umdenken.“ Dass Sloterdijk an einem anderen Tag im Linzer Kongresszentrum „vor einem Publikum aus Konsultanten, Managern, Geschäftsleuten und Wirtschaftswissenschaftlern“ einen „weitgehend improvisierten Vortrag über den Matthäus-Effekt“ hält, scheint diese Tagbuchstelle nicht wissen zu wollen.

Man möchte sich Peter Sloterdijk, wenigstens ihn, gerne „als glücklichen Menschen vorstellen“, wie es in einer irgendwo referierten Lobrede auf den Autor unvermeidlich heißt. Haiden, Appenzell, Bad Ausee, Freiburg, Ile Rousse, Montepulciano, Interlaken – schon die Ortsangaben dieses Tagebuchs sind eine Freude, und es gibt einige strahlend schöne Sätze. „Seit ich begonnen habe zu schreiben“, heißt es am 6. Juli 2010 in St. Blasien, „schwebt mir ein Buch vor: Wahrheit ist nicht eine Eigenschaft von Sätzen, sondern von Sommertagen.“

Doch all die philosophischen Energy-Drinks, die im weißen Kittel verabreichten Brainfood-Häppchen und psychophysischen Fitness-Programme scheinen beim Erfinder selbst nicht richtig zu wirken. Der Witz, die wichtigste Waffe des freischweifenden Denkers, will in diesem Selbstgespräch nicht zünden, der Funke springt nicht über.

„Wie unumenschlich ist das Zitieren“, lautet ein am 5. März 2009 in Karlsruhe notierter Satz, der hier als letztes auch noch zitiert werden muss. „So gut wie nie kommt einem in den Sinn: Dieser Satz, den der Verfasser vormalig zu Papier brachte, war in einer Minute seines Lebens seine Gegenwart.“ Es gibt Sätze, da ist es genau andersherum: Sie waren schon Zitate, als sie entstanden.

WOCHENPLÄNE



Abenteuer auf Daunenkissen

Tic-Tac-Toe spielen. Irgendwie muss man sich ja schließlich die Zeit vertreiben, bis Mitte September endlich das neue Album der britischen Indie-Popper „The xx“ erscheint. Die sind jetzt auch keine Teenager mehr, und das ist ja immerhin ein kleiner Trost, auch wenn man selber älter wird, ohne den verfließenden Jahren solch wunderschöne Denkmäler zu setzen, wie „The xx“ es mit Songs wie „Crystalised“ getan haben. Andererseits wäre es den drei Wunderkindern Romy Madley Croft, Oliver Sim und Jamie Smith durchaus zuzutrauen, dass sie, wenn sie die neue Platte vorstellen, die „Coexist“ heißen wird, um keinen Tag gealtert sind. Denn zumindest bisher ist ihr versponnener, melancholischer Pop zeitlos. Das gilt auch wieder für die neue Single „Angels“, die im Internet zirkuliert.

Oder doch Monopoly. Denn dieser Spiele-Klassiker hat offenbar fertiggebracht, wozu sein Vorbild, der Kapitalismus, trotz aller Krisen nicht in der Lage zu sein scheint, nämlich sich zu ändern. In den USA ist jetzt die sogenannte „Godfather Edition“ erschienen. Sie basiert auf Francis Ford Coppolas inzwischen 40 Jahre altem Film „Der Pate“. Statt Wuchermieten auf der Schlossallee zu verlangen, geht es jetzt darum, Geld zu waschen und in Olivenöl-Imperien einzusteigen. Geht zwar vordergründig um Italo-Amerikaner, ist aber vielleicht auch eine Idee für Griechenland?

James Bond vergessen. Der britische Geheimdienst MI6 ist doch sowieso gerade in Olympia-Pause. Bis zum Kinostart des, wenn wir richtig gezählt haben, 23. Teils der Serie um den smarten Geheimagenten vergehen noch ein paar Monate. Am 1. November soll „Skyfall“ in Deutschland anlaufen. So richtig was Neues wird auch Sam Mendes, dem Regisseur von „American Beauty“, kaum einfallen. Es sei denn, Bond trinkt jetzt plötzlich Caipirinha. Suchen wir uns die Alternative lieber in Frankreich. Tomer Sisley spielt Largo Winch, einen Waisenjungen, der mit 26 Milliarden erbe wird und sein Glück fortan als Abenteuerer und Frauenheld sucht. Wie Ian Flemings Bond hat Largo Winch einen literarischen Hintergrund: Die Filme – der zweite Teil „Die Burma-Verschwörung“ ist gerade auf DVD erschienen – basieren auf den Kolportage-Romanen des Belgiers Jean Van Hamme. Aber im Gegensatz zu Daniel Craig verfügt Tomer Sisley über eine Biografie, die auch einem James Bond gut zu Gesicht stünde: Er wurde als Sohn eines Arabers und einer Jüdin 1974 in West-Berlin geboren. Seine Großeltern kommen aus Russland und aus dem Jemen. Später studierte er in Nizza. Da kommt man am Abenteuerertum wohl nicht vorbei.

Sich an Felix Krull erinnern. Largo Winch mag mit Geldmitteln ausgestattet sein, von denen Thomas Manns Gauner nur träumen mag. Doch dafür tut er das auf dem Daunenkissen der Hochliteratur. S.Fischer, wo Manns Gesamtwerk erscheint, bringt nächste Woche eine angemessen ehrgeizige Neuauflage heraus. Im Rahmen der „Großen kommentierten Frankfurter Ausgabe“ wurde der Text, unter Berücksichtigung des Nachlasses, vollständig neu ediert. Entweder Sie lesen sich durch die jetzt 904 Seiten, oder Sie entscheiden sich beim nächsten Literatur-Smalltalk für die Hochstapelei. Zu diesem Zweck sei auch an ein anderes schönes Buch erinnert: Pierre Bayards „Wie man über Bücher spricht, die man nicht gelesen hat“.